Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Im gallischen Basel
Autor: Major, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574777

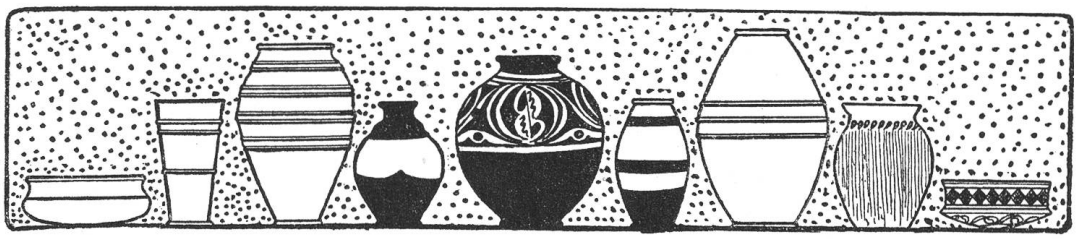
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Gallische Töpferware.

Im gallischen Basel.

Historische Skizze (mit Kopfleiste und Schlußvignette) von Dr. Emil Major, Basel.

Hell schimmern im Sonnenglanz die Kiesfelder beim Rheine ... Am linken Ufer ragen vom Wetter gebräunte Strohdächer aus den blendenden Steinen auf. Da und dort verliert sich eine dünne Rauchsäule in der Luft. Geschäftig eilen schlanke Gestalten zwischen den Hütten hin und her. Männer und Frauen, die Arbeiten verrichten und in eigenartig-rauhen Lauten einander zurufen. Am Boden balgen sich nackte Kinder und schlagen sich mit Kieselsteinen die Köpfe hart. Gackernd laufen Hühner umher, Gänse schnattern. Innerhalb der Hürden aber stampfen blökend und brüllend die Herden. Zwischenhinein tönt das Gekrächze der Raben. Und nahebei, von Scharen weißer Möven umflattert, rollt in ungehemmter Kraft der Rhein seine schäumenden Wellen ...

Zweitausend Jahre trennen uns von diesem Bilde, das durch die Funde der letzten Jahre greifbare Gestalt angenommen hat. Das Basel der gallisch-rauracischen Zeit, Wasala, „das am Wasser gelegene", lebt wieder auf.

Noch hat kein feindlicher Germanenfuß sich dem Dorfe am Rhein genähert und kein Römer noch sein Roß im Strome getränkt. Friedlich liegt die wohlhabende Ansiedlung mit ihren eng nebeneinanderstehenden Grubenhütten da, nahe der jetzigen Landesgrenze gegen das Elsaß zu. Hier hat, außer den Kiesfeldern, die das Regenwasser ständig ableiten, ein abbaubares Lehmlager zum Wohnsitz eingeladen. Auch der Bach, der, vom heutigen Allschwil kommend, damals dort gemündet haben muß, und die am andern Ufer dem Rhein zufließende Wiese.

So steht denn Dach neben Dach, Grube an Grube. Es sind Wohngruben, runde, seltener viereckige, aus dem tiefen Kieslager ausgehobene Löcher, zwei bis drei Schritte breit und über Mannsgröße tief, wo es im Winter nicht so kalt und im Sommer etwas kühl ist. Wo das Feuer sich mühelos unterhalten läßt und wo die Bewohner sich freier und aufrechter bewegen können als in spitz zulaufenden oberirdischen Flechtwerkhütten. Die teils muldenförmig, teils senkrecht ansteigenden Grubenwände sind von unten bis oben mit geflochtenen Zweigen, die sich um Pfähle schlingen, ausgeschlagen. Das Geflecht selbst ist im Innern mit Lehm verputzt, ebenso der Boden. Ueber dem Rand der Grube erhebt sich das kegelförmig angelegte Dach mit verschließbarem Rauchloch. Der Wetterseite abgewandt zeigt sich über dem Kiesboden der Eingang in die Grubenhütte als viereckiges Einsteigloch. Dessen Türe, aus Flechtwerk hergestellt, läßt sich nach oben aufklappen und wird vermittelst einer quergelegten Riegelstange innen verschlossen.

Bei naßkaltem Wetter sieht man die Grubenleute um den Herd hocken und sich am prasselnden Feuer wärmen. Wohl beißt der Rauch ihnen in die Augen. Aber sie sind daran gewöhnt. Besser tränen als frieren. Und dann — es winkt ein saftiges Lendenstück, das eine Frau am eisernen Spieß über der Flamme röstet. Im Kochtopf daneben brodelt es auf. Und verheißungsvoll steht in der Nähe eine der gewaltigen gallischen Weinamphoren, gefüllt mit südlichem Trank ...

Eine aus Lehm und Kieseln geformte dicke Platte bildet den Herd. Auf diesem liegen eine Anzahl Wacken umher, Kieselsteine von Faust- und Fußgröße. Zu dreien aneinandergerückt, dienen sie Häfen und Töpfen als Stütze, während zwischen ihnen das Feuer angemacht wird.

An Kochgeschirr ist kein Mangel. Man fertigt es im Dorfe selbst an. Einer, der dazu geschickt ist, formt es nach uralter Uebung mit der Hand, grob, aber zweckentsprechend. Knetet dem aus der Nähe geholten Lehm noch Flußkies bei und macht die Ware dadurch feuerfest. Es werden drei Gefäßarten hergestellt, allesamt ohne Henkel und Schnabel. Zunächst große, kugelförmige Häfen, braun, mit breitem Boden, für das Hauptgericht. Sie sind völlig schmucklos und nur mit einem flachen Tierknochen oder Holzspan notdürftig geglättet. Dann, schon etwas verziert, kleinere, braune und graue Töpfe zum Milchkochen. Manche davon sind mittelst eines schmalen Knochenkammes oder kräftigen Borstenpinsels senkrecht gestrichelt. Fast alle zeigen am Hals eine umlaufende Reihe von Grübchen, die mit einem gespitzten Holzstäbchen eingedrückt sind. Andere — und auf die ist der Töpfer nicht wenig stolz — weisen einen breiten Goldrand auf, hervorgerufen durch Abreiben des feuchten Tones mit Glimmersand. Zum Kochen von Brei und ähnlichem dienen endlich größere und kleinere Näpfe mit geschwungener Wandung.

Aber der Töpfer hat noch anderes, Besseres auf Lager. In seiner Hütte steht nicht umsonst eine Töpferscheibe und machen sich nicht umsonst allerhand Holz- und Knochenwerkzeuge breit. Während seine flinken Füße die Scheibe in drehende Bewegung setzen, entwachsen dem unansehnlichen Tonklumpen unter seiner Hand die verschiedenartigsten Gefäße. Krüge, Flaschen, Töpfe, Humpen, Schalen, Näpfe, groß und klein. Ein Formenreichtum, der höchstens durch die Fülle der mit den einfachsten Mitteln erreichten Verzierungen übertroffen wird. Da sind Gefäße, die er in zugedeckten Gruben durch den Rauch schwelenden Kuhdüngers geschwärzt und nachher mit einem Leder geschliffen hat. Bald ist das ganze Stück so behandelt und erscheint im glänzendsten Tiefschwarz, bald ist es von aneinandergereihten, mit einem Knochen dem weichen Ton mitgeteilten Glanzstreifen umgürtet. Oder es wird, zumal der Krug, von eingeglätteten Wellenlinien umzogen, oft auch mit einem breiten Zickzackmuster am Hals belegt. Dann, ebenso glänzend wie die schwarzen, prangen allerorts die korallenrot gefärbten Gefäße, meist Krüge und größere Schalen mit quergelegten Glanzstreifen.

Schüsseln und Töpfe der Grubenleute füllen und leeren sich in stetem Wechsel ... Am Boden vor der Hütte kniet die Frau im selbstgewobenen Flachsrock und zerdrückt in der Reibschale die Hirse vom nahen Acker, aus der sie Grütze kochen will. Sie handhabt den Reibstein, einen gelben Jaspisknollen, wie ihn der Rhein von sich gibt, so eifrig, daß ihr die dicken Tonarmringe, die der Töpfer geschaffen, auf das Handgelenk fallen. Ein paar Hütten weiter ist ein Bursche in langen gallischen Hosen mit Getreidemahlen beschäftigt. Seine Mühle besteht aus zwei schweren Scheiben gelbgrauen Kalksteines, die aufeinander lagern und über denen ein Querholz galgenartig aufragt. Auf der Erde steht ein Sack voll Weizen oder Gerste, aus dem er von Zeit zu Zeit einen Topf voll Körner schöpft, die er auf den oberen ausgemuldeten Mahlstein schüttet. Langsam dreht er diesen mittelst einer schräggestellten, in dem Querholz laufenden Stange, und langsam fallen die Körner durch das Trichterloch zwischen die Mahlflächen. Schon kommen Weiber herbei und sammeln das über die untere unbewegliche Scheibe herabgerieselte Mehl in Schalen, um Brot daraus zu backen...

Rund um das Dorf, bis an den unwirtlichen Urwald, blüht der Ackerbau. Da und dort stehen auch halbwilde Obstbäume, deren Früchte, in farbigen Schalen gesammelt, stets Liebhaber finden. Neben dem Dorf, um das sich ein starker Pfostenzaun mit vorgelegtem Graben zieht, sind in ausgedehnten Gehegen die Viehbestände untergebracht. Große Herden von Rindern und Schweinen, zahlreiche Schafe und Ziegen. Von Pferden ein leichter und ein schwerer Schlag. Und jede Art für sich, durch Flechtwerk von den andern abgetrennt. Zwischendurch erheben sich einige Grubenhütten, die Wohnungen der Hirten.

Als Viehtränke dient der durch die Pferche fließende Bach und das Wasser des Rheins. Die Dorfleute jedoch haben ungetrübtes Wasser im eigenen Sodbrunnen, dem der Rhein das Grundwasser liefert.

Oft genug sieht man das schlankgewachsene Galliermädchen ihm zueilen, auf der Schulter den henkellosen schwarzglänzenden Tonnenkrug. Hochauf hebt sich sein brauner Arm, den ein Reif aus blinkendem Erz oder dunkelgefärbtem Glas umfängt, während die Finger den um die Mitte des hohen Kruges laufenden Rippengürtel umspannen. In ähnlichen Krügen wird die Milch geholt. Die man nachher zum Trinken in Näpfe gießt, wobei der weitbauchige Krug unter dem Arm gehalten wird. Diese kleinern Näpfe sind nicht selten an der Innenwand durch eingeglättete Schraffen und Wellenlinien verziert. Große, flache Näpfe dienen zum Kaltstellen der Milch. Mit der Herstellung von Butter und Käse sind die Grubenfrauen naturgemäß vertraut.

Außer dem Fleisch der Herdentiere wird noch anderes von ihnen nutzbar gemacht. Einmal die Knochen, die mit der eisernen Säge zerschnitten und zu Werkzeugen verarbeitet werden. Dann die Felle, die mit dem knöchernen Kratzer auf der Innenseite geschabt und teils — wie die der Rinder und Schweine — zu Leder gegerbt werden, teils, wie die Schafsfelle, in Kleidungsstücke oder Lagerdecken sich verwandeln. Da man am Boden der Wohngruben schläft, der höchstens mit Stroh- oder Binsenmatten belegt ist, so darf nachts die weiche und wärmende Decke nicht fehlen. Manchem genügt das Fell des Haustieres nicht, er sucht einen schöneren und dickeren Pelz. Und findet ihn in den umliegenden Wäldern, wo Bären und Wölfe keine Seltenheit sind.

Häufig genug erschallt freudiges Hundegebell, wenn die Männer sich auf die Pferde werfen und auf die Jagd eilen oder auch zu Fuß, den festen Spieß in der Hand, dem Walde zustreben. Wenn sie abends, mit Beute beladen, wieder ins Dorf kommen, empfängt sie der frohe Zuruf der zurückgebliebenen Genossen, welche die erlegten Hirsche und Rehe und das übrige Wildbret zu mustern nicht müde werden. Dann aber werden die Messer gewetzt, die der Dorfschmied kräftig und handlich zu verfertigen weiß. Dem geht die Arbeit so bald nicht aus. Stets gibt es im Haushalt etwas zu basteln oder am Feldgerät etwas auszubessern. Bald verlangt man Sägen, Bohrer und Löffelbohrer von ihm oder Meißel, Pfrieme, Ketten, Nägel und Haken, bald auch eines der langen Schwerter mit zugehörigem Kettengehenk oder eine blattförmige Speerspitze.

Wer nicht auf die Jagd geht, liegt dem Fischfang ob. Und es sind die meisten. Dem Ufer entlang ist Netz an Netz zum Trocknen ausgespannt. Daneben befinden sich die starken Pflöcke, um welche die Ketten der Kähne geschlungen sind. Der Fischer fährt meist am Ufer hin, wo die Strömung nicht so stark ist, und während sein Begleiter die Ruderstange führt, wirft er in weitem Bogen das Netz aus, das, durch zahlreiche, rings um den Rand befestigte Scheibchen von Tonscherben beschwert, rasch in die Tiefe sinkt. Andere ziehen es vor, mit dem ehernen Angelhaken ihr Glück zu versuchen. Mit Vorliebe wird, neben den gewöhnlichen Fischarten, auf Salmen gefahndet. Sind sie doch ein begehrter Handelsartikel, ebenso wie die Forellen, zu deren Fang der Fischer den Rhein überqueren und die Wiese hinauffahren muß. Meist aber werden sie von den jenseits hausenden stammverwandten Tulingern herübergebracht, denen man sie abkauft. Dann kommt aus ledernen Säckeln das gallische Geld zum Vorschein, die mancherlei Schüsselmünzen aus verschiedenem Metall, mit Köpfen und Pferden geziert. Das Pferd als Sinnbild für die Pferdegöttin Epona, die weithin im Gallierlande verehrt wird.

Salmen und Forellen werden weiter versandt, sei es tiefer nach Gallien hinein, sei es rheinabwärts. Ueberallhin, wo Feinschmecker wohnen. Manches wird auch zurückbehalten, denn auch die Grubenleute wissen einen guten Bissen zu schätzen. Und einen guten Tropfen zu würdigen. Der ist gar nicht so selten bei ihnen. Ist doch die Ortschaft gerade als Stapelplatz für die gallischen Weine reich geworden. Hier halten die knarrenden Ochsenfuhren, die aus Vesontio (Besançon), der Hauptstadt des Sequanerlandes, durch die Pforte zwischen Jura und Wasgau kommen. Hier werden die riesigen zweihenkligen Tonkrüge, in denen der Rotwein perlt, abgeladen und auf Schif-

ſen weiterbefördert, dem Mittel- und Niederrhein, wo die Rebe noch unbekannt iſt, zugeführt. Manche dieſer Weinamphoren bleiben an Zahlungsſtatt im Dorf zurück. Dann kreiſen in den Hütten die hohen ſchwarzen Tonhumpen mit dem feurigen Beſontier, lautes Männerlachen ſchallt in die Nacht hinaus, und heimliche Wünſche nach ſolch geſegneten Fluren werden rege ...

Aus dem Land der Sequaner kommt noch anderes. Kommen, teils als Zahlung für den Weinverſand, teils als Kaufware, alle die mannigfaltigen flott bemalten Gefäße, die faſt in jedem Haushalt anzutreffen ſind. Da ſieht man dickbauchige, ſchneeweiße Krüge und Krüglein mit gelbbraunen, roten oder violetten Querbändern an Hals und Wandung. Oder auch hellbraune Töpfe mit dunkelfarbigen Bändern. Daneben beſonders häufig die hübſchen Gefäße in Tonnenform, bald ebenfalls weiß mit rotem Bandſchmuck, bald braun mit violetten Streifen. Ueberall die gleiche ſonnige Farbenfreude. Die auch vor den gewaltigen kugelförmigen Krügen nicht Halt macht, ſondern dieſe mit gelb-weiß-roten Gurtbändern umzieht. Eigentlich künſtleriſche Ausführung zeigen dann die feiner geformten Gefäße. So vor allem die vielen unten ausladenden Schalen, handlich-ſchöne Fruchtſchalen, von deren tiefrotem Grunde ſich gewürfelte Rautenmuſter, Kreiſe, Ellipſen und Wellenornamente in Schwarz abheben. Und dann das vornehmſte, einzigartige Geſchirr, wo die Fertigkeit des Malers wahre Orgien feiert: hohe weiße Krüge, deren kugeliger Bauch mit einem wild hingeſtrichenen Ornament in Braunviolett überzogen iſt, mit großgeſchwungenen Kreiſen, ſphäriſchen Dreiecken, langausgezogenen Ellipſen und andern Gebilden, die wuchernd die Fläche überſpinnen.

Die Frauen und Mädchen des Dorfes lieben farbenfrohe Kunſt. Müſſen farbenheitere Muſter ihren Gewändern eingewoben haben. Und freuen ſich am Schmuck. Wenn der Wagen des wandernden Krämers, vom Gebell der Hunde begrüßt, anlangt, ſo iſt er im Nu umlagert. Der Krämer hat tiefblaue und dunkelviolette Glasarmringe und ſchwere Armbänder aus gelbdurchſchmelztem Rippenglas feil. Er hat allerlei gläſernen Halszierat, für den ſie ſchwärmen, größere und kleinere Ringe von gelber und blauer Farbe und ganze Schnüre voll bunter Glasperlen, unter denen die gelbdurchzogenen blauen am begehrteſten ſind. Er läßt das Geſchmeide aus funkelndem Erz aufblitzen, hübſchgemuſterte hohle Armreifen, Finger- und Ohrringe, zierliche Kleiderſpangen und Amulette in Geſtalt von Wagenrädchen. Eines Tages kommt einer, der bietet Meſſerchen an, reizende Dinger aus goldſchimmerndem Erz, mit zierlich geſchweifter Klinge und einem männlichen Kopf am Griffende. Die Meſſer gehen von Hand zu Hand; jede glaubt in dem bartloſen Kopf mit den kräftigen Zügen und dem dicken ehernen Halsring ihren Mann oder Freier zu erkennen. Und jede will ein Meſſer haben...

So lebt Waſala ſeine Tage, ſeine Jahre dahin. Bis es mit einem Male um die Hütten lebendiger wird als ſonſt. Es iſt im Frühjahr 58 v. Chr. Die Leute treten in Gruppen zuſammen, ſprechen erregt aufeinander ein, weiſen mit den Armen gegen Mittag. Auf ſchweißbedeckten Roſſen jagen Eilboten herbei, Geſandte der umwohnenden Stämme, und ſolche, die von weiter her, von den Helvetiern geſchickt ſind. Sie bringen Kunde von deren längſt geplantem, jetzt aber nahe bevorſtehenden Einmarſch ins Herz von Gallien. Wiſſen von feindlich andringenden Germanenſtämmen und von der Uebervölkerung Helvetiens zu berichten, reden von der rauhen Luft, der harten Arbeit, die man hierzulande habe, und rühmen die wohlige Wärme, die fruchtbaren Gefilde Südgalliens, ſeinen Reichtum, ſeine Weine, ſeine Weiber ...

Von den lockenden Ausſichten geblendet, jubeln ihnen die Leute zu. Die übrigen Rauriker ziehen ja mit, die Tulinger, Latobriger und Bojer werden ſich den Helvetiern anſchließen, ein Strom von 370,000 Menſchen wird ſich durch Gallien einen Weg bahnen.

Schon hat der Schmied alle Hände voll zu tun, Waffen zu ſchärfen, Hufeiſen zu ſchmieden und anderes. Ueberall herrſcht fieberhafte Arbeit. Dann naht der Tag, an dem zum letzten Male von dem hochaufgebauten, von Baumſtämmen um-

ſchloſſenen Kiesberg im Dorf die Feuerzeichen lodern. Bald, und die Hütten ſind ausgeräumt, der Hausrat ſamt Mehlvorräten für drei Monate auf die Ochſenkarren geladen, die Waffen umgehängt, die Herden zuſammengetrieben, die Schiffe im Strom verſenkt und die Strohdächer der Hütten angezündet. In langem Zuge bewegen ſich Mann und Weib und Kind und Herde, um ſich mit den übrigen Stammesgenoſſen zu vereinigen. Zurück bleibt nur, was als unbrauchbar oder als zerbrochen in den Gruben gelaſſen wurde. Zurück bleiben nur die Toten, die, mit ihrem Schmuck behängt und mit Eß- und Trinkgeſchirr verſehen, unter der Erde ruhen...

Einige Monate ſpäter iſt die blutige Schlacht bei Bibracte geſchlagen. Cäſar hat mit ſeinen kriegsgeſchulten Cohorten die Helvetier und ihre Verbündeten beſiegt und zur Umkehr gezwungen.

Epona-Kopf auf galliſcher Münze.

Die Reihen der Dorfbewohner ſind gelichtet, die zum Rhein zurückkehren. Ihre Herden und Wagen ſamt Hausrat haben ſie eingebüßt und müſſen von vorn anfangen. Doch bauen ſie ihre Grubenhütten nicht mehr auf dem Kiesfeld auf, ſondern legen weiter ſtromaufwärts, wo, von zwei Hügelzügen begleitet, der Birſig in den Rhein mündet, ein ähnliches Dorf an.

Später dann, als feindliche Ueberfälle drohen, entſteht auf dem höchſten, heute das Münſter tragenden Hügel, inmitten waldigen Gebüſches ihr befeſtigter Zufluchtsort Robur.

Deſſen Grubenhütten haben bis in die römiſche Zeit hinein beſtanden. Seine Verſchanzungen aber bildeten die Vorläufer zu dem im vierten Jahrhundert nach Chriſtus dort errichteten Römerkaſtell. Und aus dem Taldorf Waſala erwuchs die gallo-römiſche Stadt Baſilia, der Kern des heutigen Baſel.

Rote und weiße Kamelien.

Nachdruck verboten.

Teſſiner Novellette von Hermann Aellen, Bern.

Im Garten der ſanften Maria Adamina mit den müden Augen, die einen Schmerz und eine Seele bergen, leuchten die erſten Kamelien, wiegen die Köpfe im Winde, bedächtig die einen, heftig die andern. Die roten ſind wie das laute begehrende Ja des Tages, die weißen wie das ſtille fromme Amen des Abends zu ſchauen. Aber da iſt auch das ſchwere, ſüße Düften von Mimoſen über den Wegen. Die atmen tief, ſtrahlen warmes Leben, Sinnenfreude und Erdenluſt.

Ein Flüſtern auf Lichtern der Liebe ſtrebt durch den Garten. Maria Adamina, die gute, ſelige, ſchreitet, an den ſtolzen, ſtarken Mario Zanetti gelehnt, in den rot und weiß aufleuchtenden Büſchen und im ſüßlichen Blütenatem der Mimoſen, ihr junges Weibesglück zu koſten.

„Willſt du, daß ich dich mit dem Herzblutrot der Kamelie kränze, Maria?“ ſchmeichelt der Mann.

„Mario, du Lieber, das röteſte Rot der Kamelie ſetz' mir ins ſchwarze Haar, der blühenden Liebe Zeichen! Doch mußt du mir viel weiße Kamelien daneben flechten, Marito!“

Schweigend tat es Mario. Da verließen ſie ſelig den Garten und traten ins Haus, ſie in wunſchloſem Glücke, nur mit dem einzigen Verlangen nach der Ewigkeit dieſer Himmelsſtunde, er mit brennenden Wünſchen.

Schwül die Nacht. In den Garten der ſanften Maria Adamina fällt ein Lichtſchein jetzt, leuchtet in die Kamelienbüſche. Kein Blütenweiß iſt zu ſehen, aber noch ſind die roten Kamelien da, rot und kalt. Und noch liegt das ſchwere Düften der Mimoſen über den Wegen.

* * *

In ihrem Garten ruht die ſanfte Maria Adamina mit marmorweißen Wangen und toten Augen, müde und krank.

Des Sommers Sonne liegt heiß im Garten. Schatten iſt einzig bei den Zypreſſen.

Maria ſchläft, im Vergeſſen lebt ihr Geſundſein.

Mario ſucht ſein Weib, da es Abend iſt; ſucht die Luſt, bleibt ſtehen.

„Wir gehen ins Haus!“ befiehlt er.

Da lächelt ſie ſchwach und ſagt: „Laß